

Subversive Saiten

DANIEL HOPE Der Geiger über gefürchtete Fiedler, gottesfürchtige Komponisten und furchtbare Konzerte

Rheinischer Merkur: Auf Ihrer neuen CD „Air“ erforschen Sie die frühe Geigenliteratur. Welches Image hatte die Geige, als sie im 16. Jahrhundert die Konzertsäle eroberte?

Daniel Hope: Sie galt als profan und dreckig. Ein Instrument für das niedrige Volk. Die Fiedel wurde als subversiv wahrgenommen. Sie war so etwas wie der Tanzmeister der Volksmusik, nichts für den Hof und die Kirche. Sogar Shakespeare warnte, dass man sich vor falschen Frauen, vor Anwälten und vor Fiedlern hüten sollte.

RM: Dafür sehen Sie durchaus kultiviert aus ...

Hope: Täuschen Sie sich nicht! Ein bisschen Subversion hat die Geige sich bewahrt. Aber ihr Image hat sich Ende des 16. Jahrhunderts tatsächlich radikal gewandelt. Als der Geigenbauer Andrea Amati die Geige neu erfand, sie zum Kunstinstrument erhob, das nicht mehr auf den Beinen, sondern am Hals gehalten wurde, haben Komponisten plötzlich auch neue Musik für sie geschrieben. Das muss ein Kulturschock gewesen sein: Plötzlich klang die Geige lyrisch, und man konnte mit ihr Gefühle ausdrücken. Ihre Möglichkeiten wurden ständig weiter ausgelotet: Doppelgriffe wurden gespielt, unterschiedliche Lagen. Und ein Verrückter wie Niccolò Paganini sagte auf einmal: „Ich kann dieses Stück auch auf einer Saite spielen.“ Alle hielten das für unmöglich. Da schnitt er drei Saiten ab und spielte. So wurden immer neue Klangwelten eröffnet. Die Geige wurde regelrecht durch Musik erobert.

RM: Warum greifen Musiker wie Sie immer wieder auf alte Geigen zurück?

Hope: Wahrscheinlich geht es dabei um die Seele. Die sogenannten Wundergeigen aus Cremona von Stradivari und Co. sind tatsächlich Wunder. Wir bauen diese Instrumente inzwischen akribisch nach, aber erreichen ihren Klang nicht. Ich habe auf vielen Geigen gespielt – aber ihnen fehlt etwas Wesentliches: Sie stimulieren die Seele nicht.

RM: Woran liegt das?

Hope: Es gibt viele Mythen, um den alten Klang zu erklären. Man sagt, dass Stradivari im gleichen Zimmer mit seinen Geigen geschlafen hat, dass seine Seele im Holz steckt, dass er sein Blut in den Lack gegossen hat. Wie dem auch sei: Seine Geigen klingen anders als andere. Bei ihnen glaubt man, mehr als einen Mechanismus in der Hand zu haben, der die Seele zum Schwingen bringt. So absurd das klingt, ich glaube, dass Geigen ein eigenes Leben haben.

RM: Im Barock wurde die Musik als übernatürliche Kraft inszeniert: als Feier eines Königs oder Gottes. Hört man in der Musik dieser Zeit Gott?

Hope: Das ist sehr unterschiedlich. Bach, Händel oder Telemann haben für mich absolut vergeistigte Musik geschrieben. Bei ihnen hört man so etwas wie Seele. Und es ist kein Wunder, dass Telemann Vivaldi gehasst hat, seine Werke als Affekt und Feuerwerk kritisierte – ohne göttliche Religiosität. Tatsächlich war Vivaldis Musik eher virtuos, geigerisch und dem Körper verschrieben. Bei Telemann merkt man vom ersten Ton an, dass er versucht, mit Gott zu kommunizieren.

RM: Sind seine Kompositionen ein Gebet, seine Geige die gefalteten Hände?

Hope: Vielleicht. Während es Vivaldi meist um die Abbildung des Lebens ging, um tanzende Körper, um die Natur und den Wind, aber auch um die musikalische Provokation, hat Telemann Geist in Musik gegossen.

RM: Trügt der Eindruck, dass viele Geiger heute eher Wert auf Virtuosität legen, viele schnelle Noten spielen, statt die Klangrede zu suchen?

Hope: Ich sitze in vielen Jurys, höre Hunderte von Geigern – aber berühren sie mich? Die meisten leider nicht! Ich suche Musiker, die etwas zu sagen haben. Musik ist schließlich keine Olympiade. Es gewinnt nicht, wer ein Stück am schnellsten spielt. Aber es ist ein Defizit unserer Zeit, dass wir die absolute Kontrolle suchen, dass wir an die Noten glauben statt an das, was zwischen ihnen steht. Dabei ist genau das in der Musik nicht gefragt. Nicht einmal in der Gegenwartsmusik. Als ich ein Werk von Maxwell Davies uraufgeführt habe, in dem es eine fast unspielbare Phrase gibt, sagte er: „Du musst das nicht spielen, was es da ist. Mach einfach etwas draus.“ Musik ist ein Angebot. Sie ist kein Wettkampf, sondern die ewige Suche nach Ausdruck. Technische Perfektion ist nur die Grundlage, um den Ausdruck zu formen.

RM: Ihr Kollege David Garrett spielt auch, um ins Guinness-Buch der Rekorde zu kommen ...



Heiter bis wolkig: Daniel Hope beim Fototermin für sein neues Album „Air“.

Hope: Das interessiert mich aber nicht. Wir haben das Maximum der technischen Möglichkeiten erreicht. Wir müssen uns andere Fragen stellen: Wie finden wir einen aktuellen Ausdruck für das alte Instrument?

RM: Wie übt man, wenn man die Seele in der Musik suchen will?

Hope: Ich fürchte, dass es dafür keine Regeln gibt. Das ist ein instinktiver Prozess, den man nicht lernen, sondern nur erreichen kann, indem man sich tief in die Musik versenkt. Da reicht es nicht, der Musik zuzuhören, man muss in ihr versinken, in sie hineinklettern, verstehen, wie sie funktioniert.

RM: Wie ist das, wenn man diesen Zustand erreicht?

Hope: Der Körper wird in diesem Moment zum Geist. Ich habe den Zustand meist in Konzerten. Dann spüre ich meinen Körper nicht mehr. Stattdessen fühlt es sich wirklich so an, als wäre man von Musik umgeben. Das hört sich esoterisch an, ist es aber nicht. Dieses Gefühl ist sehr real, man hat das Gefühl, im Klang zu baden. Der Klang wickelt sich um den Körper ...

RM: Die Wiener sagen, solange man musiziert, kann man nicht sterben.

Hope: ... auf jeden Fall würde man es dann vielleicht nicht merken.

RM: Kann jeder einen Zugang zur Musik finden?

Hope: Viele Menschen haben verlernt, sich auf Musik einzulassen. Das liegt daran, dass wir es mit vielen Vorurteilen zu tun haben. Die Klassik wird in der Öffentlichkeit merkwürdig dargestellt: von Journalisten, die sie zu etwas Exklusivem stilisieren, aber auch von uns Musikern selbst, die selten in der Lage sind zu begeistern. Dabei ist das so einfach: Als Daniel Barenboim vor dem Brandenburger Tor Beethovens Neunte gespielt hat, sah man junge, ergriffene Menschen. Sie waren über die Kraft der Musik schockiert. Für mich ist das ein Beweis, dass die Musik eine unendliche Kraft hat. Diese Kraft müssen wir viel öfter freilegen – vielleicht sogar unsere romantische Konzertstruktur hinterfragen. Die beste Überzeugungsarbeit ist gute Musik!

RM: Stattdessen wird aber immer öfter Mittelmaß als Hochglanz verkauft ...

ÜBER DEN GEIGENRAND

Daniel Hope, 1974 in Durban, Südafrika, geboren, **begann als Vierjähriger** mit dem Violinspiel. Später hatte er Geigenlehrer von Weltrang: Yehudi Menuhin und Zakhar Bron. Er profilierte sich zunächst mit einem weniger markt gängigen Repertoire, bei Menuhins Abschiedskonzert etwa wählte er Alfred Schnittke, auch zu Britten und Berg greift er gern. Den Durchbruch hat er jedoch mit dem markt gängigsten aller Violinstücke, mit Vivaldis „Vier Jahreszeiten“: Auf dem Münchner Marienplatz springt er im Jahr 2000 für Nigel Kennedy ein, 2000er Zuschauer jubeln ihn. **Erfolge** feiert er sowohl solo als auch mit seinen Kollegen vom Beaux Arts Trio. Daniel Hopes Horizont reicht über den Geigenrand hinaus. Er recherchierte seine Familiengeschichte und setzt sich für vergessene Musik ein, die im KZ Theresienstadt entstand. **cfl**

Hope: Leider wissen viele Veranstalter gar nicht mehr, was Qualität ist. In England werden Open-Air-Konzerte mit mittelmäßigen Orchestern gemacht. Ich frage dann: Wie sollen neue Publikumsschichten so begeistert werden? Gerade bei einem neuen Publikum sollte man nicht auf schlechte Kunst setzen, sondern auf das Beste.

RM: Gibt es auf der anderen Seite ein Publikum, das die Kunst gefährdet?

Hope: Es gibt natürlich auch schwieriges Publikum. Aber das Tolle an der Musik ist, dass sie der Schlüssel ist, es zu erobern. Ein Musiker muss an die Musik als Mittel glauben, Menschen für sich gewinnen zu können. Sonst hat er den falschen Beruf. Wenn das Publikum nicht gut ist, war die Musik nicht gut genug.

RM: Unterscheidet sich das Publikum in den unterschiedlichen Ländern?

Hope: Ich werde nie vergessen, als ich im Teatro Colón in Buenos Aires aufgetreten bin. Ich kam auf die Bühne und wurde bereits jubelt, als hätte ich gerade ein Tor geschossen. Das war unglaublich! Wie sollte sich das steigern? In London habe ich aber auch das Gegenteil erlebt: Nach der Schostakowitsch-Violinsonate, die aufhört wie der Schuss einer Kalaschnikow, war absolute Stille – nur aus der ersten Reihe hörte ich ein lautes Schnarchen.

RM: Fällt es manchmal schwer, sein Publikum zu lieben?

Hope: Nein, ein Künstler steht ja auf der Bühne, weil er etwas zu sagen hat. Aber natürlich ist man frustriert, wenn die Botschaft sich nicht vermittelt. Schauen Sie sich bei Youtube Pinchas Zukerman in einem seiner ersten Konzerte in München an. Seine Eltern haben Ausschwitz überlebt. Nun stand er auf der Bühne, begann zu stimmen, und im Publikum rief jemand: „Licht aus!“ Erst versuchte Zukerman den Zwischenruf zu ignorieren, aber der Mann schrie weiter. Zukerman sagte: „Sie gehen raus.“ Aber der Mann beschwerte sich weiter über die Fernseh-scheinwerfer. Da begann die beiden sich anzuschreien – über 20 Reihen hinweg. Zukerman sagte wieder: „Sie gehen jetzt!“, der Mann weigerte sich. Später kommentierte der Geiger den Zwischenfall so: Er habe überall in der Welt gespielt, aber einen solchen Zwischenrufer habe er nie erlebt. Er fand das „bad taste“ – schlechten Geschmack.

RM: Sie haben gerade einen Ratgeber für Konzertgänger veröffentlicht. Haben Sie sich selbst schlecht benommen im Konzert?

Hope: Nein, aber ich bin schon mal gegangen. Weil ich das Spiel nicht ertragen konnte, weil es geschmacklos war und schlecht und unmotiviert. Dann finde ich, dass es mein Recht als Zuschauer ist, zu gehen.

RM: Sie haben nicht protestiert?

Hope: Nein, dann ist es besser, still zu gehen.

Das Gespräch führte Axel Brüggemann. Von **Daniel Hope** ist gerade die CD „Air“ erschienen (Deutsche Grammophon), außerdem das Buch „Wann darf ich klatschen?“ (Rowohlt).

Internet: www.daniel-hope.de